

Zeitschrift: Bündner Schulblatt = Bollettino scolastico grigione = Fegl scolastic grischun
Herausgeber: Lehrpersonen Graubünden
Band: 65 (2003-2004)
Heft: 5: Gute Autorität

Artikel: Gute Autorität
Autor: Bergmann, Wolfgang
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-357527>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gute Autorität

1. Drei Weisheiten der guten Erziehung

1.1 Unruhig in der Welt, fremd im eigenen Körper

Wenn ich über moderne Kindheit nachdenke, denke ich an Kevin, Felix oder Max. Sie kommen in die Praxis oft sozusagen im Kielwasser ihrer Mütter und im Schatten eines abwesenden oder abwesend scheinenden Vaters. In der Tat ist Vaterlosigkeit ein zentrales Problem moderner Kindheit – darüber werde ich noch einiges sagen.

Sie können kaum still sitzen, bewegen sich unruhig hin und her, sie weichen dem Blick aus, mal schauen sie aus dem Fenster oder ziellos in irgend eine Ecke, anschliessend geht der Blick durch eine weit geöffnete Tür zu dem Computer, der im Nebenzimmer steht, sie schaukeln auf ihrem Stuhl und finden sich irgendwann auf dem Boden hockend wieder. Man denkt, dieser Junge hat von dem ganzen Gespräch überhaupt nichts mitbekommen, aber mitunter erzählt mir eine Mutter hinterher, dass er sich an winzige Details genau erinnert habe. Die Aufmerksamkeit dieser Kinder ist streunend, wahllos und sensibel zugleich.

1.2 Alles, was nicht perfekt ist, kann nicht «Ich» sein

Ich denke auch an Celine oder Mariella, kleine Mädchen, gerade 10, 11 Jahre alt, die die Praxis betreten als stünden sie auf einer Bühne. Sie wirken so, als seien sie fortwährend um einen perfekten Auftritt und eine perfekte Körpererscheinung bemüht. Sie sind oft früh angehalten worden zu einer Art der Selbsteffizienz, die alles Geistige und Körperliche umfasst – das beginnt mit dem intelligenzfördernden Spielzeug im Vorschulalter, setzt sich mit motivationsunterstützenden Hausaufgabenhilfen und Balletttraining und ähnlichem fort. Perfektion und Vergleiche mit Anderen, von den Schulnoten bis zum Talentnachweis in der Singgruppe, haben ihr Selbstbewusstsein von Anfang an geprägt, zusätzlich genährt von den digitalen Bildern in Magazinen, TV und Kino, in denen alle Menschen schöner erscheinen als sie real je sein könnten. Dies alles ist ihrem Selbstgefühl und ihrem Körperselbst eingeschrieben.

Und so verhalten sie sich auch. Sie sind oft geschminkt mit ihren neun oder elf Jahren, manche haben die zweite Diät hinter sich, dem Ideal der Perfektion eifern sie mit Leib und Seele nach. Wie ein Mass des Unerreichbaren – wie ein Menetekel – hängt es über ihrem Selbst, ihrer Selbstliebe. So werden sie unverhältnismässig verletzlich und kränkbar sich selbst und Anderen gegenüber, unverhältnismässig anfällig für die vielen kleinen Wunden, die Kindheit für jeden bereithält. Sie können sie kaum verwinden.

Mangel an Erfolg rechnen sie sich als Schuld an. Ihre – am Ideal gemessen – mangelhafte Intelligenz und Begabung kränkt sie, ihr – gegenüber dem Ideal – mangelhafter Körper wird ihnen zum Feind. Zahllose kleine Mädchen ziehen, mit 12 oder 13 Jahren schon, daraus die Konsequenz, dass der eigene Körper aufhören soll, da zu sein. Ihr Selbstbild und ihr Körperbild sind durch Masslosigkeit zerstörerisch geworden. Körper und Seele sollen eintreten in eine ganz andere Daseins-Ordnung, in eine entgrenzte Freiheit, ins Licht, ins versöhnende Nirgendwo (Michael Jackson hat solche Entkörperlichung vorgeführt, er nannte sein Zuhause «Neverland»)... auf diese Weise werden Depressionen und Essstörungen (Anorexie oder Bulimie) in ihnen vorbereitet. Bei vielen dieser Mädchen erkenne ich die Anzeichen, seit ich diese Zusammenhänge im Groben verstanden habe, schon früh. Diese resignierte, mutlos gestimmte Feindschaft gegen das eigene Körper-Sein kündigt sich an, bevor sie als Störung manifest wird und – dann allerdings unübersehbar – in Erscheinung tritt.

Essstörungen – vorwiegend unter Mädchen verbreitet – sind auch, ja, sind *vor allem* das narzisstische Bemühen um eine Perfektion, die den Körper überfordert, ihn dann überwinden und letztlich vom Körperlichen ganz weg wirft. Sie sind immer begleitet von einer inneren Gewissheit der Wertlosigkeit. Neben der Hyperaktivität – die vor allem die Jungen betrifft – sind sie die zweite grosse Seelennot moderner Kinder. Ich will, um das Ausmass dieses Dramas deutlich zu machen, hinzufügen, dass selbst von denje-

Ich hab dich so lieb, ich würd dir ohne Bedenken einen Kachel aus meinem Ofen schenken.

Ringelmatz



Michael Jackson

nigen essgestörten Mädchen, die klinisch behandelt werden, 10 bis 15 Prozent sterben.

1.3 Ich will meinen Körper spüren, aber nicht akzeptieren

Es gibt einen dritten Punkt, der die pädagogische Öffentlichkeit beunruhigt, die Tatsache, dass immer mehr Kinder sich selber verletzen. Sie schneiden in ihre Unterarme, auch in ihre Brüste oder Beine, sie fügen sich Verletzungen unterschiedlichen Schweregrades zu. Das ist ein weiteres Syndrom einer in die Krise geratenen Körperlichkeit junger Menschen – *«ich will ja doch leben, aber dieser Körper, der mein Feind ist, der meine inneren Bilder eines heilen Selbst widerlegt, mit ihm kann ich nicht eins-sein; ich bin fremd im eigenen Körper und will mich doch als ein Selbst spüren; also eigne ich mir, auf paradoxe Weise, ein unbezweifelbares Empfinden meiner Körperlichkeit an, dessen Garant und Bestand der Schmerz ist.»*

1.4 Sie hören nicht auf uns?

Und was haben wir ihnen zu sagen?

Für alle diese Kinder gilt, dass sie immer in Unruhe sind. Sie kommen mir so vor, als seien sie ständig auf der Suche, und wahrscheinlich sind sie das auch.

Wir sagen oft, sie hören uns nicht zu, sie können nicht aufmerksam sein, ADS = Aufmerksamkeit-Defizit-Syndrom ist ein Begriff aus der Kinderpsychiatrie, der sich auch in der öffentlichen Diskussion unter Lehrern und Sozialpädagogen usw. durchgesetzt hat (dort allerdings mehr Verwirrung oder Vorurteile schafft, als dass er zur Definition und Klarheit beiträgt. Sie hören nicht zu? Ich bin nicht sicher, dass das stimmt. Vielleicht, denke ich manchmal, *haben* sie uns zugehört, aber wir hatten ihnen nichts zu sagen, nicht genug, und sie haben aufgehört uns ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden und wurden immer unruhiger dabei. Ich möchte Ihnen dazu eine kleine Geschichte erzählen.

Es war vor einem Jahr, im Dezember. Ich legte meine therapeutisch-methodischen Materialien zur Seite und wollte mit den Kindern in meiner Praxis über die Weihnachtsgeschichte sprechen. Ich schreibe seit vielen Jahren über moderne, veränderte Kindheit, aber was sich hier zeigte, hat selbst mich überrascht. Es stellte sich her-

aus, dass die meisten Kinder die Weihnachtsgeschichte gar nicht kannten; das heisst, sie kannten sie schon, sie hatten *irgendwie* von ihr gehört, aber auf eine Art, dass die Botschaft von der Erlösung, von der Krippe und dem Licht der Engel für sie ungefähr gleichbedeutend war mit der Volksbank, die den Weg frei macht. Beides ähnlich eindringliche Bilder, auf dieselbe Weise per TV in ihr Bewusstsein gehoben, ähnlich aufgenommen, beides gleichwertig, also gleichgültig.

Ich habe also meine vorbereiteten Zettel zur Seite gelegt und den Kindern die Weihnachtsgeschichte *erzählt*, das dauerte – so bin ich nun mal! – gut eine Stunde. Und die Kinder nahmen die Botschaft des universalen Menschheitshoffens so auf, wie es alle Kinder aller Generationen vor ihnen getan hatten. Unsere kleinen Computerkids und modebewussten Mädchen! Sie sperrten Augen und Ohren auf. Wie war das mit dem Stall und dem Ochsen, dessen Atem das Baby wärmte? Auch was Armut mit Hoffnung, Verheissung mit der Freundlichkeit der Hirten (warum sprachen die Engel ausgerechnet zu den Hirten, den Ärmsten) zu tun hatten – sie wollten es alle wissen.

Kindheit und die biblischen Legenden gehören zueinander. Das ist keine neue Einsicht, alle grossen Pädagogen wussten es. Und die Apostel wussten es auch. Nur wir Eltern und Psychologen haben es vergessen. Diese ursprüngliche Verbundenheit teilte sich den Kindern für eine Stunde wieder mit, und mir damit die Einsicht, dass sie sehr wohl fähig sind, *«aufzumerken»*. Vielleicht spürten sie, dass solche Aufmerksamkeit etwas damit zu tun hat, dass es Hoffnung geben kann. Denn die wächst sozusagen im Aufmerksamkeits- und Erwartungsraum. Und: nur wo Hoffnung ist, gibt es auch Zukunft. Sie erfuhren dies alles, intuitiv, über die Schönheit der alten Bilder.

Die Juden sagen: Achtet die Zeit, denn jede Sekunde könnte die schmale Pforte sein, durch die der Messias tritt. Das ist ein Verständnis von Zeit, von dem Eltern und überhaupt Erzieher viel lernen könnten. Dass Zeit mehr ist als eine entwertete Vergangenheit – das Alte, das heute eh nur überholt ist! – und mehr als eine Zukunft, unter der man sich nichts Rechtes vorstellen kann, mehr als leeres Zerfliessen von jetzt und jetzt ohne Anfang und Ende, das müssen

Das Gefühl der Wertlosigkeit und die Hyperaktivität sind Seelennöte moderner Kinder.

Selbstverletzung ist die dritte, sehr im Kommen begriffene Problematik moderner Kinder.

Ein Hund bellt. Er kann nicht lesen, er kann nicht schreiben. Wir können nicht bleiben.

Ringelnetz

Ich habe drei Kinder, der eine ist 20 Jahre und aus dem Haus, der andere ist jetzt 15 Jahre und gerade mitten im wilden Aufruhr der Pubertät und der Loslösung von seiner heiss geliebten und in letzter Zeit ununterbrochen beschimpften Mutter. Unser Trost in diesen schweren Zeiten ist unser Küken, Maria mit Namen, sie wurde letzte Woche 6 Jahre alt.

Maria sagt manchmal zu mir: «Du bist der allerliebste Papa auf der ganzen Welt! Krieg ich ein Eis?» Wenn ich gerade meine sentimentale, nachdenkliche Phase habe, ich habe sie oft in Gegenwart dieses Kindes, dann antworte ich ganz ernst: «Das stimmt, ich bin wirklich der liebste Papa auf der ganzen Welt. Und weisst Du warum? Weil ich der einzige Papa im ganzen grossen Universum bin, der einzige, den Du hast, stell Dir das mal vor. Und Du, Du bist die einzige Tochter, die ich auf der ganzen grossen Welt habe!»

Doch bevor wir beide vollends in Tränen ausbrechen, ist sie mit dem gesunden Materialismus eines 6-jährigen Kindes schon losgerannt, um sich ihr «Banilleis» zu besorgen.

wir unseren Kinder auch beibringen. Wer im Vergehen der Zeit die feinsten Zeichen zu entziffern versteht, vergegenwärtigt für sich Vergangenes und hat ein offenes Gefühl für die Zukunft – eben weil sie «erwartete Zeit», erhoffte Zeit ist. Hoffnung aber ist offenes Selbstbewusstsein, freies leichtes Selbst-Gewiss-Sein, es speist sich aus dem gewussten Kontinuum der Zeit.

Was Zeit entwicklungspsychologisch bedeutet, werde ich später noch darstellen, doch dass das Zeitbewusstsein eng verwoben ist mit unserem Selbstbewusstsein, das ist eine eigentlich ganz offensichtliche, dennoch sehr vergessene Wahrheit. Wir müssen sie unseren Kindern beibringen, auch aus ganz profanen, alltäglichen Gründen. Das pünktliche Heimkommen beispielsweise – das in der Pubertät bekanntlich Anlass für zahllose Kräche ist – hat mit sinnhaft gelerntem Zeitgefühl zu tun. Wem das eben noch Verabredete, Versprochene jetzt schon wieder egal ist und wer auf das Morgen oder das Nachher eh nur gleichgültig oder gar ängstlich starrt oder es wegdrängt, der stolpert über die einfachsten Abmachungen und kommt nicht mit ihnen zurecht. Sinnhaftes Zeiterleben – *natürlich* ist es ein wichtiges Ziel guter Erziehung. Ich weiss schon, dies sind Sinnfragen, keine Verhaltensrezepte. Sie scheinen immer etwas weltfremd, jedenfalls in unserer Kultur. Tatsächlich haben sie aber eine hohe Praktikabilität und *Nützlichkeit*, vielleicht wird das im Verlauf unserer gemeinsamen Überlegungen noch deutlich werden. Achtet die Zeit – jede kleinste Sekunde ist bedeutsam, weil sie, wenn man sie bewusst aufnimmt, zwischen Vergangenheit und Zukunft innehält und beide eben durch das Innehalten, das *Feststellen* sinnhaft verknüpft – Bewusstsein des Selbst entsteht in diesen Zeitgliederungen.

1.5 Mama und Papa sind niemals ersetzbar

Daran möchte ich gleich eine zweite Erziehungsweisheit anschliessen – eine genauso übersehene, oft vergessene. Im Wissenschaftsbetrieb bei der Ausbildung der Lehrer und Kinderpsychologen ist sie, glaube ich, vollständig unbekannt! Ich erzähle dazu eine kleine Geschichte, diesmal aus unserer Familie. (siehe Kasten)

Das ist die zweite Weisheit der Elternliebe und -autorität: wir müssen verstehen (und

mehr als verstehen, nämlich fühlen und gegenwärtig haben), dass wir für unser Kind einzigartig sind und das Kind – jedes Kind! – ist einzigartig für uns. Es gibt keine Vergleiche (mit anderen Eltern, anderen Erziehungsvorstellungen, anderen Traditionen oder gar anderen «Genen»), die die Bedeutung dieser Unersetzlichkeit relativieren oder gar aufheben könnten.

1.6 Ich bin Du und Du bist Ich – noch eine verloren gegangene Elternwahrheit

Und die dritte Elternweisheit, Grundlage jeder guten Erziehung, ist diese: Ein Wort aus dem Wissen der südafrikanischen Xhosas sagt: «Ich bin, weil Du bist». Ich existiere, weil es Dich gibt, meine Freiheit ist gleichzeitig die Deine und wenn Deine Freiheit aufhört, ist auch meine im Innersten verletzt.

Sehen Sie, das ist etwas Anderes – ein anderes Bild der immer sehr vertrackten Dialektik von Sozialität und Freiheit, Kollektiv und Ego, «Wir und Ich» – als das, was wir unseren Kindern mitteilen. Wir sagen, wenn wir unsere Kinder moralisch belehren: «Deine Freiheit endet, wo die des anderen Menschen beginnt». Rosa Luxemburg wird fälschlicherweise so zitiert, obwohl auch sie schon weitreichender formulierte: «Freiheit ist immer die des Anderen».

Die Xhosa-Weisheit greift noch tiefer. Ich und Du, das ist bei ihr ein *geteiltes Ganzes*. Alle Sozialität und Kommunität entfaltet sich in diesem Widerspruch. Ich ist nicht Du, und Du nicht Ich. Aber wo das Du fehlt oder schwindet, da wird es kein Ich geben können. Und wo das Ich nicht wachsen und reifen darf, da gibt es kein verlässliches Du. Beides erleben wir in unserer Alltagskultur auf Schritt und Tritt.

2. Der gute Vater, die gute Mutter

2.1 Quellen des Seelischen

Ich möchte Sie gern einladen, mit mir gemeinsam zu rekonstruieren, wie die Quellen des seelischen Lebens beschaffen sind, was am Anfang der Bewusstwerdung eines Kindes steht, wie sich in den ersten Wochen, Monaten und Jahren Aufmerksamkeit, Begreifen, symbolisches Verstehen – ich erkläre gleich, was ich damit meine – vollzieht und was wir Eltern tun können (und vor allem gar nicht tun, sondern ge-

schehen lassen dürfen und müssen), um diese Entfaltung des kindlichen Körpers und der kindlichen Seele zu beschützen. Sie merken schon, ich sage nicht fördern, ich sage beschützen. Denn dies ist die erste Aufgabe von Erziehung.

Der amerikanische Psychoanalytiker René Spitz hat in einer berühmt gewordenen Untersuchung, die er 1958 auf einem Symposium in Chicago vorstellte, die *Innigkeit* in der Beziehung zwischen dem Kleinkind und der Mutter rekonstruiert. Freud- und lustvoll ist für die Mutter ihr natürliches Vermögen, das Kind zu nähren, zu stillen, es «still werden» zu lassen, ihre Freude wird unendlich erweitert und bestätigt durch den unverwandten Augenblick des Kleinkindes, bis es gesättigt in den Schlaf fällt. Der Säugling empfindet im Versorgtwerden ein universales Weltgefühl, in dem noch nicht zwischen innen und aussen unterschieden wird und ein Zeit- und Raumgefühl noch nicht ausgebildet ist. *Der Säugling sucht die Bestätigung seiner wohligen Befindlichkeit in dem ihm zugewendeten Blick der Mutter und empfängt auf diese Weise sein allererstes kommunikatives Zeichen, das sich lebenslang einprägt. Dieses Zeichen ist gleichbedeutend mit dem Versprechen des Lebens.* Ein Urbild wechselseitiger Bestätigung und Sicherung, wir kommen darauf zurück.

2.2 Das un-gehaltene Kind

Die «Stillung» steht am Anfang, sagte ich. In den letzten zwei, drei Jahren gab es vermutlich keine grössere Stadt in Deutschland, in der nicht Kinderpsychologen oder Lehrer zu einem Kongress zusammenströmten, um über Hyperaktivität nachzugrübeln, ein neues, bei Kindern epidemisch sich ausweitendes Problem. Mir kommt es oft so vor, *als sei bei vielen dieser Kinder bereits das allererste Vertrauen unzureichend verankert.* Als müsse das hyperaktive Kind sich unaufhörlich bemerkbar machen, als Signal seiner Existenz, seines Willens und seiner Bedürftigkeit, als müsse es mit seiner heftigen Motorik ein Körper-Selbst zur Geltung bringen, das noch gar nicht ausgeprägt, noch gar nicht ich-haft ist. Als sei es, mit anderen Worten, unaufhörlich dazu gezwungen, sich das «Versprechen des Lebens» selber zu verschaffen. Dabei kann dies doch nur – denken Sie an unsere dritte Elternwahrheit – von einem «Anderen» kommen, es muss aus «der Welt» kommen, und die Welt, das ist in dieser frühesten Phase eben die Mutter («unersetzlich»). Diese begründende Verlässlichkeit, so scheint mir, diese *Fest-Stellung* des kindlichen Seins ist ausgeblieben oder nicht kräftig genug ausgefallen.

So kommt es vielleicht auch dazu, dass das in seine Unruhe verstrickte Kind die *unzu-*

Drei Weisheiten:

1. Achte, ja heilige jeden Moment, den du mit deinem Kind zusammen bist. In der Geduld, die dabei aufgebracht wird, schimmert ein tieferes Verständnis von Zeit und ein erwartungsvolles Bild von Zukunft auf. Wir verdanken dieses frohere Zeitgefühl unseren Kindern. Ohne sie hätten wir es nicht.

2. Mama und Papa sind unersetzlich, dies hat die Kraft eines Naturgesetzes. Pädagogen und Psychologen – und, nebenbei bemerkt, viele Jugendämter – täten gut daran, diese Unersetzlichkeit, das Einzigartige und Un austauschbare (das mit nichts zu Vergleichende, wie ich eben sagte) der Eltern-Kind-Bindung ins Zentrum aller(!) Überlegungen und insbesondere aller Verfügungen zu stellen.

3. Ich gibt es nur, wo es ein Du gibt. Du bist, weil ich bin. Diese Wahrheit gilt allgemein, sie hat aber in der Beziehung zwischen Eltern und Kind ihre grundsätzlichs-te und natürlichste Substanz. Erziehung, die darauf aufbaut, kann nicht ganz misslingen.



reichende Zuwendung der Mutter, wenn sie denn endlich eintritt, ablehnen muss. Eben dies berichten viele Mütter hyperaktiver Kinder: wie enttäuscht und frustriert sie waren, als sie ihr Kind in den Arm nehmen und küssen und streicheln wollten, aber es strampelte nur, wehrte sich und dreht den Kopf zur Seite. Auch die Mutter fühlt sich nun in ihrem «narzisstischen Vermögen» abgelehnt, sie ist gekränkt und ein Teufelskreis unzulänglicher Sehnsucht nach jener Innigkeit, die beide voneinander benötigen und nicht erhalten, tritt ein.

Empirische Untersuchungen notieren seit langem, dass Mütter hyperaktiver Kinder um ein Sechsfaches häufiger depressive Züge aufweisen als andere Mütter. Man hat dies als eine Folge der Überforderung durch das überaktive Kind interpretiert, und ich will diese Überforderung nicht gering einschätzen. Aber vielleicht ist es auch umgekehrt, vielleicht stand am Anfang die depressionsverhaftete oder aus anderen Gründen unzureichende Innigkeit der Mutter-Kind-Stillung. Es konnte nicht ganz still werden, dieses Kind, es empfing die frühesten kommunikativen Zeichen der Sicherung seines Daseins nicht oder unzureichend – also strampelte und stemmte es sich mit seiner kleinen Existenz hinein in eine fremde Welt.

Und so ist sie in Teilen geblieben, fremd und ungedeutet. Ein französischer Psychoanalytiker hat einmal, mit dem typischen Pathos der Lacan-Schule, gesagt: *Das überaktive Kind bewegt sich, um den anderen und sich selbst zu bestätigen, dass es nicht tot ist.*

Diese Hektik, diese Unruhe tritt bei vielen Kindern in den ersten Lebensphasen auf und kommt später nie mehr ganz zur Ruhe. Wer aber unaufhörlich bestätigen muss, dass er noch lebt, «da – ist», dem erschöpft sich die innere und äussere Welt im puren Dasein. Jetzt und jetzt und wieder jetzt! Was uns dauerhaft prägt, entfaltet sich gerade in solchen Momenten, in denen das Vergangene *und* das Zukünftige gleichzeitig und innig gefühlt werden. In ihnen reift das wandelbare Ich und findet seine Kontinuität im *bestimmten* Erleben der *fliessenden Dauer*, die unsere Gegenwart ist.

Diesen Kindern gelingt die Dauer der Gegenwart nicht, und auch die erinnerte Zeit bleibt ihnen ein Schloss voller Rätsel,

ungedeutet eben. Und dies sind die Folgen. Wir sehen sie ruhelos auf dem Spielplatz von einem Spielgerät zum anderen eilen und bei keinem Freude und Halt finden. Noch später, in der Schule, fällt ihnen die Ordnung von Schrift und Zahl unendlich schwer. Sie macht ihnen auch deshalb so viel Mühe, weil sie nicht, wie andere Kinder, mit dem Lernen eine Erwartungsfreude, ein Gespannt-Sein auf sich selber verbinden. Wie man sein wird als lesendes Kind, als schreibendes und rechnendes («bald bin ich ein Schulkind» sagt meine 6-jährige Tochter stolz), als Teil einer Kultur der Grossen, als zugehörig – davon hat es keine Vorstellung.

Die Zukunft liegt so leer vor ihnen, wie die Vergangenheit hinter ihnen. Sie hören einem durchaus zu, wenn man ernst und eindringlich mit ihnen redet, aber kaum ist die Tür hinter ihnen ins Schloss gefallen, scheint alles Gesprochene und Verabredete wie ausgewischt, als sei es nie da gewesen. Es ist schon Vergangenheit, und auf diffuse Weise in ihr versickert...

2.3 Ungestellte Kinder – und was aus ihnen wird

Stillung und Dauer, Entfaltung des Zeitempfindens und Aufmerksamkeit... in dieser Entwicklungsphase spielen alle Motive eng ineinander. Jedes ist von eminenter Bedeutung. Umso erschreckender erscheint es mir immer wieder, wenn wir in der Gegenwart so vieler junger Familien entdecken, dass eben dies – die Stille und die Dauer, also sinnhaftes Zeitempfinden – unter dem Diktat der Schnelligkeit, Effektivität und Leistung von Anfang an verfehlt wird.

Ein Beispiel: Die kleine Nuckelflasche hatte früher ein ganz dünnes Loch, ein Kind musste sich mühen und anstrengen, um satt zu werden. Die nach neuen Marketing-Erhebungen produzierten Baby-Flaschen, aus denen hundertausende Neugeborene und Kleinkinder heute saugen, nehmen diese Verzögerung, diese Zeitdauer einfach weg! Neue Milchfläschchen haben ein deutlich grösseres Loch, das Kind trinkt schneller, hastiger, die Befriedigung tritt früher ein, überhaupt wird der ganze Vorgang effizient erledigt. Dieser Befriedigung, die zu schnell kommt, fehlt das Wichtigste, eben das Stillwerden, etwas pathetisch gesagt: das «Befriedende».. Dazu bleibt einfach keine Zeit.

Gewiss, das gesättigte Baby schläft auch dann ein, wenn es mit dieser aus medizinisch errechneten Bedarfsquanten fein dosierten Milch in marketingtechnisch konstruierten Flaschen gefüttert wurde. Aber seinem psychischen Erleben fehlt offensichtlich etwas Entscheidendes. Zu rasch tritt die Sättigung ein und stösst das Kind in ein emotional unversorgtes Jetzt. In ihm ist der Zusammenhang von Verzögerung («Aufschub») und Befriedigung – damit auch das Erlernen sinnhaften Zeitempfindens – verloren gegangen.

2.4 Die ersten Blicke auf die Welt, geordnet oder nicht ...

Ein zweites Beispiel aus unserer Alltagskultur, es liegt alles unmittelbar vor unseren Augen: In meiner Praxis steht ein Kinderwagen aus dem Jahr 1948, er ist an allen Seiten und von oben fast ganz geschlossen. So schob jede Mutter früher ihr Kind über die Strassen, so begannen früher die ersten gemeinsamen Erkundungen der Welt ausserhalb von Haus und Familie. Und das Kind? Es blickte, während es gefahren wurde, unverwandt auf das Gesicht der Mutter, manchmal schlief es zwischendurch beruhigt ein. Im Gehen wurde der Austausch der Blicke, von dem ich sprach, fortgesetzt, während sich neben dem mütterlichen Gesicht Schattierungen von Licht, kleine Wirklichkeitsfetzen, manchmal ein fremder Kopf und viele Geräusche bemerkbar machten.

Heute sitzen Kinder, den Rücken der Mutter zugewendet, mit dem Gesicht nach vorn in ihrem Kinderwagen, der weit geöffnet ist. Keine beengenden Begrenzungen rechts und links, das widerspräche wohl einem modernen Lebensgefühl, nein, alles liegt frei und wie ausgebreitet vor ihnen. Die ganze Welt, die ihr kleines überfordertes Sehen und Hören nicht in Umrissen erfassen kann, stürzt auf es ein. Unendlich ist die Menge der Informationen, die ungefiltert und ungeschützt vorüber gleiten und das Wahr-Nehmen unterlaufen, aufbröseln. Unruhig geht das Köpfchen hin und her. Wohin soll es denn schauen, wenn die Augen nirgend haften bleiben können und das Hören mit Geräuschen überwältigt wird. Die Sinnesorgane werden mit allem, nur nicht mit Sinn versorgt... Kein zentrierendes ordnendes und besänftigendes Gesicht des Mütterlichen, kein Wiedererkennen in all

der Fülle – immer nur jetzt und Nicht-Verstehen und wieder jetzt. Ein Kind gewöhnt sich daran. Es wird dabei ganz auf ein rasches Aufgreifen von unzusammenhängenden Sinnesdaten trainiert, am Abend wird in zahllosen Familien dieses Training beim Trickfilm (oder der Reihe von Trickfilmen) im TV fortgesetzt.

Die Welt ist bunt und schrill, heftig, eindringlich und unverständlich – das lernt es auf diese Weise, so früh schon. Sinnsehnsüchte, die zur Existenz des Menschlichen gehören, wie Pascal sagte, werden jetzt schon weg dressiert. Sie fallen einfach aus. Und die Mütter? *Warum* wählen sie solche und nicht die ihnen ja auch bekannten «alten» Kinderwagen, die schützenden. Die Wagen, bei denen man sein Kind, während man es schob, anschaute und sich an ihm freute. Heute kann die Mutter kaum den Hinterkopf ihres Kleinen erkennen, wenn sie es über die Fussgängerzone schiebt. Wohin schaut sie eigentlich die ganze Zeit? Auf die Schaufensterauslagen zu beiden Seiten, die tollen Urlaubsangebote – «nix wie weg!», «ab in die Sonne» überall möchte ich sein, nur nicht dort, wo ich mit meinem Kind jetzt gerade bin? Oder ist es so, dass moderne Mütter den lange verweilenden Blick und den Austausch der Blicke mit einem anderen Wesen, und sei es dem eigenen Kind, gar nicht recht ertragen können? Ich denke manchmal, während ich solchen jungen Müttern nachschaue: Was für eine Anstrengung ohne Ausgleich muss letztlich jedes gemeinsame Ausgehen für sie sein!

Nun, sie passen sich wohl, ohne es zu wissen, einem Zeittrend an, der ihnen und ihrem Kind schadet. Dieser Trend ist kindfeindlich, mütterfeindlich ist er auch. Er trägt Spuren eines frühen Alleinseins des Kindes, der Mutter ebenfalls. Fahrlässig überflüssiges Getrennt-Sein, während sie gleichzeitig, aber nicht gemeinsam die Welt anschauen. Die vielen kleinen komischen Geräusche, die Mütter so vieler Generationen von sich gaben, wenn sie sich im Gehen zu dem kleinen herabbeugten.. «du-du»... und «gugu».. waren, ganz entgegen dem Anschein, äusserst bedeutungsvoll. Heute wissen wir, dass die Kleinkinder aus ihnen emotionale und sprachliche Informationen aufnahmen und sie mit der einströmenden Aussenwelt verknüpften – Anfänge bewussten Hörens und Sprechens. Fällt alles einfach weg! Sprechen oder Plappern,

Blubbern als Reaktion auf Mamas Stimmlaute und Signal der eigenen Informationsverarbeitung (es sind so viele Informationen, die auf ein Kleinkind einströmen, wenn es spazieren gefahren wird!) und die gleichzeitige sinnerschöpfenden Suche, forschend im Gesicht der Mutter, nichts davon bleibt übrig. Hat man nicht manchmal, wenn man die Zweijährigen vorn im offenen Kinderwagen hocken sieht, das Gefühl, ihnen fehle nur noch ein Handy in der Hand, mit dem sie in alle Himmelsrichtungen wild herumkommunizieren – so, wie sie es als Jugendliche (in egozentrierter Offenheit zu allem und jedem) ohnehin tun werden? Umso mehr werden sie es tun, je alternativer diese frühen Prägungen geblieben sind.

Zu wenig Zeit der Stillung und zuviel Effektivität, die Überforderung der kleinkindhaften Sinne, oft schon vor dem Fernseher zuhause und dann beim Ausgehen und im Kinderwagen, dieser Wirrwarr von Eindrücken, Lauten und Bewegungen, ebenso die viel zu frühen Anleitungen zu riskanten Klettereien auf dem Spielplatz (wie oft höre ich von jungen Müttern ein schrilles «super, super machst du das», während sie ihr Zweijähriges, oft noch in Windeln, eine Seilwand oder ähnliches hochkrabbeln oder am oberen Ende der Kinderrutsche allein stehen lassen, als trainiere es jetzt schon für irgendeine Extrem-Sportart) – dies alles weist auf einen narzisstischen, instabilen Zustand der jungen Eltern hin und auf ihre Überanpassung an einen aus dem Gleis geratene Abenteuer- und Leistungswut unserer gesellschaftlichen Kultur, in die schon die kleinsten einbezogen sind.

2.5 Kindheit hat mit Visionen zu tun

Verfolgen wir die ersten Entwicklungsschritte weiter, die Botschaft an uns Eltern, uns Lehrer und Betreuer, die ich im Sinn habe, wird dabei immer eindeutiger. Das Kind bewegt sich aus den anfänglichen Einheiten heraus, es tut etwas Unvergleichliches und Erstaunliches, es will auf die eigenen Beine, es stellt sich der Weit. Das ist ein beglückender und gleichzeitig erschreckender Moment.

Zuerst rutscht es vielleicht auf seinen Knien durchs Zimmer, und dann neugierig weiter, es krabbelt oder robbt, es ist unermüdlich bei seiner Suche nach dem «aufrechten Gang». Wenn dieses Kind nun, bei-

spielsweise, das Wohnzimmer verlässt, um auf den langen Flur, der durch die Wohnung führt, zu gelangen, dann geschieht etwas sehr Eindrucksvolles. Es begreift auf eine nun nicht mehr anschauliche Weise (erster Schritt zum abstrakten Denken), dass der Schrank, der im Wohnzimmer steht, «dort» bleibt, obwohl das Kind ihn jetzt gar nicht mehr sieht. Er ist «fort», und existiert doch weiter!

Das ist eine völlig verblüffende und auch erschreckende Wahrnehmung: dass die Dinge auch dann noch «da» sind, wenn ich selber *nicht* da bin. Die Dinge haben eine eigene Existenz, unabhängig von mir. Und ich bin selber nur ein Ding unter anderen Dingen. Bin Körper und *habe* einen Körper, der neben anderen existiert, In unseren gelegentlichen Ängsten und Todesvorstellungen ist dieses Empfinden aufbewahrt. *Wie grauhaft, dass die Welt da bleibt, wenn ich doch selber nicht mehr bin!* Es gibt kaum eine tiefere Verlassenheit, und wir verdrängen sie Gott sei Dank auch sofort wieder. Solche Tiefen loten wir ungern aus, aber gelegentlich machen sie uns aufmerksam für das, was in der kindlichen Psyche vor sich geht.

Dieses Erschrecken ruft Sprache hervor. Und der «wahr-genommene» Ding-Charakter formt sie. Wir wollen uns das schrittweise anschauen.

Am Anfang der Sprache ist Beschwörung und Klage, Mama wird gerufen, wenn die Welt ängstigt oder wenn Mamas Abwesenheit (Mama ist «fort») unerträglich wird. Beschwörung und Klage, ein universaler Laut, in allen Sprachen aller Kulturen ist er beinahe gleichlautend. «Mama», Maman, Mamee... Mama ist zugleich der Ton der Einverleibung, der Einvernahme. Er wird übrigens wieder lebendig in uns, wenn wir etwa vor einem Stück leckerer Torte sitzen; dann grummeln wir ein «mmhm, mmmhm», das ist der summend «mampfende» Ton der Einverleibung, die Dinge werden hineingenommen in den eigenen Stoffwechsel und den Austausch von Innen und Aussen, das Mamam ist Urlaut des Versorgt-Seins und gleichzeitig Beginn des Brabbeln, Plapperns, aus dem später das Sprechen hervorgeht...

Ein anderer ursprünglicher Laut schliesst sich an, er führt über Mama hinaus, auch er ist quer durch die Kulturen bekannt: Das

«da-da», das das Kleine nuancierter (nicht mehr summend, grummelnd, sondern klar) vor sich hin plappert, wenn es geborgen auf Papas oder Mamas Arm hockt und mit seinen Händchen vergnügt und abenteuerwillig in die noch unbekannte Welt deutet. Oft reckt sich der kleine Körper dieser auffordernden Welt der Menschen und Dinge – dem «Anderen» – mit Macht entgegen: «Dada» kräht es, die Urform von Papa, zugleich das «dort, dort» der interessanten Welt Dinge, da und da. «Tata-machen», sagen noch heute viele Eltern, wenn sie mit dem Kind spazieren gehen: heraus aus den engen Innenräumen, nach draussen, in die Welt. «Ta-ta», «da-da», «Papa», das sind die Laute der Neugier, des Aufbruchs, des Wagemutes.

Die Anfänge des Sprechens und Bewusstwerdens. Und nun zurück zu unserem Wohnzimmerschrank, er bleibt einfach da, obwohl er nicht mehr gesehen werden kann. Das Kleine stutzt, erschrickt vielleicht – wo ist mein Schrank, warum ist die Welt um mich anders als sie eben noch war, ohne die vertrauten Anhaltspunkte wie Tisch und Stuhl, Puppe oder eben Schrank – und nun schiebt sich, beschwichtigend, das Vorstellungsbild des abwesenden Schrankes vor seine Unruhe. *Ein Sprachlaut schützt und sichert dieses Vorstellungsbild: «rank» oder «ank» oder «schra, schra ...»* wispert oder krakeelt das Kind und gluckst vor Freude. Die Dinge lassen eine Ordnung erkennen, der es mit seinem Sprachvermögen nachspürt. Mit ungeschickter, aber nun zielgerichteter Bewegung wendet es sich zurück und eilt dem im Laut beschworenen Schrank entgegen, den es tatsächlich, unverändert und verlässlich, nun im Wohnzimmer antrifft. Da ist es ja, das gute alte Möbel, in seiner tröstlichen Beständigkeit. Nicht nur Papa und Mama trösten, die Dinge tun es auch!

Ich skizziere: In einer guten Entwicklung ist es so, dass ein Kind nunmehr eine «verobjektivierende» Sprache erwirbt, also eine, die die Dinge im Zusammenhang der anderen Dinge, in ihren Strukturen und Ordnungen, abbildet. Zugleich beginnt es, eigenständige und beständige Vorstellungsbilder und freie Phantasien zu entfalten. Sprache hilft, die Phantasien bewusster zu handhaben, Sprache beschwichtigt die frühen Phantasma. Sie vergewissert sich der Rea-

lität der Dinge, hebt sie aber – wie in Träumen – auch wieder auf. Sprache ist selber ein phantastisches Ding.

Die Sprachlaute fixieren das «innere Bild» ebenso wie das «äussere Dingobjekt». Durch die Einverleibung mittels der bestimmten Laute sind diese nun wiederholbar und konstant. Konstanz wiederum ist Voraussetzung dafür, dass in einem weiteren Entwicklungsschritt zwischen den Dingen Bezüge wahrgenommen werden, die dann zu eigenen Tätigkeiten, Funktionen, «Objektverwendungen» (Winnicott) anregen. Zur Konstanz der Objekte tritt die Kausalität hinzu. Zeit und Raum organisieren die Gesamtheit der kognitiven und emotionalen Vorgänge.

So nimmt das Da-Sein der Objekte Konturen an, in denen das Kleine sich ein- und zurechtfindet. Es liebt seinen Schrank und den Tisch und die Stühle und alles drumherum ebenso wie seine Puppen, es entfaltet einen sicheren Umgang mit den Dingen, die sich aus einem wachsenden Körperbewusstsein speisen. Wird freilich die Verwobenheit von freudigem und ermutigendem Erkennen entlang einer Ordnung der verlorenen und wieder gefundenen Dinge zu oft unterbrochen und gestört, dann wird die



Wahrnehmung nicht oder nicht *ausreichend* *regelmäßig* in das erwachende Ich eingefügt. *Sie wird nicht Teil der inneren Gewissheiten*, oder psychologischer gesagt: sie wird nicht «verinnerlicht». Ein Riss tut sich im Entwicklungsgang dieses Kindes auf, fataalerweise baut er auf dem ersten «Riss» auf, von dem wir gesprochen haben – nämlich der Tatsache, dass zur Eroberung der Welt das Mütterliche verlassen werden musste. Je weniger verinnerlicht die Ordnung der Dinge im subjektiven Wahrnehmungsraum ist, desto kräftiger machen sich die alten, frühen phantastischen Sehnsüchte und Ängste wieder bemerkbar.

Halten wir uns dies vor Augen, dann wird verständlich, warum jetzt zwei aufeinander bezogene Folgen eintreten. Zum einen bleibt die Welt unberechenbar, unvertraut, das kleine Ich begegnet ihr mit Misstrauen und will sie lieber beherrschen (oder leugnen), sie ganz verschwinden lassen oder sonstwie überwinden, als sich ihr mit seinem Körper und seinen Sinnen anzupassen. Die Ordnung der Welt, so kündigt es sich hier schon an, erscheint solchen Kindern bedrohlich. Verlässlich ist sie jedenfalls nicht! *Zum anderen wächst die Bereitschaft, den psychischen Erlebnisraum wieder mit den alten versorgenden Phantasien der ersten Lebenswochen und -monate zu füllen.* Die relative Grenze zwischen Innen und Aussen, zwischen Ich *hier* und Welt *dort*, ebenso die Gefährdungen, die mit der Einsicht in den eigenen Körper-Objekt-Charakter so wagemutig eingegangen worden waren, werden in Teilen zurück genommen. Befriedigend ist die Welt so wenig, wie sie verlässlich ist; befriedigend ist angesichts der nun wieder erstarkten Versorgungswünsche auf keinen Fall der Zustand, ein Körper neben anderen zu sein und an ihnen gleichberechtigt teilzuhaben. Teilhabe ist zu wenig! Im demselben Entwicklungsschritt werden die Sprachlaute gehemmt, sie bleiben unausgeführt. *Die Sprache kommt nicht ganz bei den Dingen der Welt an.*

So nimmt seinen Anfang, was wir später bei den aufmerksamkeitschwachen und impulsiven Kinder beobachten und was uns oft so unverständlich erscheint: ihre Cleverness, die keine Rücksicht kennt, ihre fahrig-egozentrische, die immer unbefriedigt wirkt, aber auch nie weiss, wohin sie mit sich sel-

ber soll. Und vor allem diese nicht zu Ende gebrachte Sprachentwicklung, das Vernuschelte und Verwischte ihres Sprechens, das diese Kinder, so kommt es mir immer vor, einsam erscheinen lässt. Auch Sprache ist Teilhabe, aber «teilhaben» ist der nun wieder masslos gewordenen Psyche zu wenig, wie ich eben sagte, es wird nur zögernd zugestanden. Oder denken wir an unsere perfektionssüchtigen kleinen Mädchen! Was sonst ist ihre permanente Performance als das Bemühen, eine Welt für sich einzunehmen, ja, möglichst zu betören, die jederzeit bedrohliche, kränkende Züge offenbaren könnte. Man kann etwas pointiert sagen: ein vollends perfektes Objekt, das alle und alles *vereinnahmt* (für sich einnimmt), ist gar keines mehr. Es hat seinen Objektcharakter, auch sein «Körper-Sein in einer Welt von Körpern» aufgelöst oder überwunden. Es ist wieder ins Zentrum gerückt und versöhnt. Das ist die psychische Logik der Perfektion, sie hängen ihr verzweifelt nach. (Es ist, wie wir später sehen werden, auch die Logik der Medienmaschine). Allen gemeinsam ist offensichtlich die Unvertrautheit mit der Welt, in der sie leben.

3. Keinen Halt! – ich will alles und fürchte mich

3.1 Bindung, Halt und Verlässlichkeit – mehr benötigt es nicht

Ich sagte, dass das Kind, indem es sich aufrichtet und der Welt stellt, aus dem Paradies der symbiotischen Umhüllung des Mütterlichen heraustritt. Dabei wird etwas von der Tragik spürbar, die das Menschengeschlecht insgesamt umgibt. «Glück ist im Schicksalsplan des Menschen nicht vorgesehen», wusste Freud. Wir sind alle aus dem Paradies vertrieben, unsere Sehnsucht nach Bindung, Heimat und Halt rührt daher. Wird dieses Kind nun nicht immer erneut verlässlich und schützend, ordnunggebend (und alle Ordnungen zwischendurch in Zärtlichkeit und Kuschelei auflösend) geleitet, dann wird – wie soll es denn anders sein? – schon in dieser frühen Phase sein seelisches Vermögen zu Nähe und Bindung beschädigt. Jetzt werden die Kräfte der Empfindungen gefestigt, oder sie gehen verloren für immer.

Schützende Beständigkeit, Verlässlichkeit in allen winzigen Falten des Alltags, dies ist das ganze Geheimnis guter Erziehung. Ein



anderes gibt es nicht. Das Schützende hat hundert und mehr Augenblicke, jeden Tag. Oder es wird jeden Tag mehrfach verfehlt. Darüber wird noch ausführlich zu reden sein. Der Raum der elterlichen Wohnung *muss* in dieser Phase ein in jeder Hinsicht geschützter Raum sein. Der «Schrank», der so befremdlich «fort» und «da» sein kann, um den sich deshalb Vorstellungsbilder ranken, die beim Wiederfinden des realen Dings jubelnd bestätigt werden, *muss* seinen verlässlichen Platz in einer räumlichen Ordnung einnehmen. So gewinnt er die Konstanz, die ein Kind benötigt, damit Vorstellung und Ding sich auf einsichtige Weise treffen. Zugleich muss deutlich werden, dass Vorstellung und Ding *nicht ein und dasselbe* sind. Die halluzinative Vorstellungskraft der Vorschulkinder ist kräftig. In Momenten seelischer Not schieben sich die Bedeutungsebenen – reales Ding, Vorstellung vom Ding, Sprachlaut – ineinander. Dies ist immer der Fall, wenn frühkindliche Versorgungswünsche den bereits eroberten Wahrnehmungsraum überschwemmen, die kindliche Integrität ist dann akut in Gefahr. Bei Selbstverletzungen, oft gepaart mit Fress- und Brechattacken, werden wir ähnliche Verläufe antreffen, ich komme darauf zurück.

Auch die Bewegungsabläufe und die realen Dinge müssen in einem gesicherten Erinnerungsbild ineinander verschränkt bleiben. Der kleine Körper und Geist entwirft sein Fühlen und Erfassen *auch* entlang der Räumlichkeit, der Topologie der Wohnung. Der «elterliche Raum» wird auf vielfältige Weise, wenn er schützender Raum ist, in die Körpererfahrungen und -erinnerungen eingesenkt. Räumliche Ordnung und Körperbewusstsein integrieren sich, zugleich verbinden sich beide mit sprachlichen Symbolen, die umso differenzierter und vielfältiger entfaltet werden, je gesicherter dieser Grundbestand ist. Ich kann dies alles hier nur knapp skizzieren.

Eltern müssen in all dem ein Gleichmass finden, oder die Welt wächst auf letztlich furchtbare Weise ins Masslose. 1. Die inneren Bedürftigkeiten finden kein Mass, das Kind will und will, letztlich will es «alles». Aber alles ist zu wenig. Ein Wunsch kann erfüllt werden und stiftet freudige Erwartung. Aber das Wünschen *an sich* endet immer in Tränen. Alle Eltern «unerzogener»

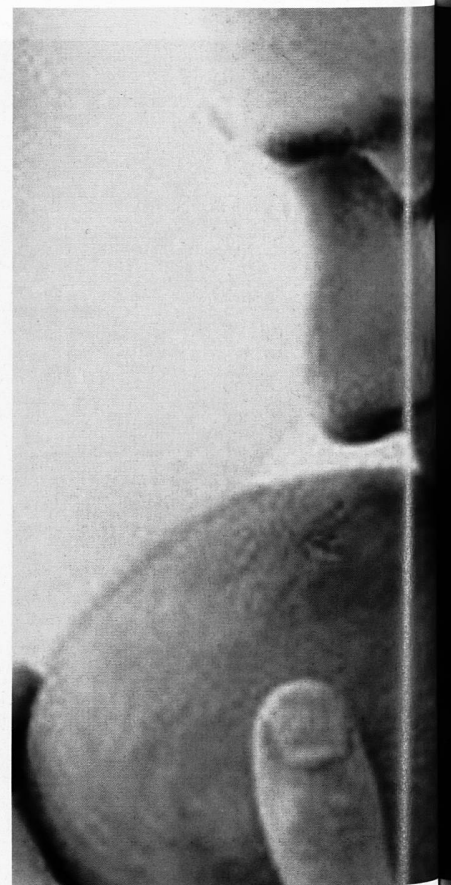
Kinder kennen dieses Drama ganz genau. Erst will ein Kind dies, dann ein Eis, das allerschönste – das reale Eis, das schliesslich aufgetragen wird, ist gemessen an den Wünschen, immer enttäuschend – dann ein weiteres oder doch lieber den Kuchen von Grossmama und schliesslich enden alle erfüllten Wünsche in Missmut und Unruhe. Das Kind weint, weil es unter dem Wünschen *seinem*, den bewusst angestrebten und deshalb befriedigenden Wunsch doch nicht gefunden hat... 2. Die Welt findet als innere Realität des Kindes ebenfalls kein Mass, sie entgleitet ins Phantasma, das den allerersten symbiotischen Gefühlen nahe ist... alles kann sich ins Monströse auswachsen. Und wer gibt der kleinen Seele jetzt noch Schutz und Halt?

3.2 Symbole beschwichtigen Ängste und deuten die Welt

Vielleicht kennen Sie folgendes Kinderspiel, ich selber habe es geliebt und gefürchtet. Es ging so: Ich habe mich vor einem Schrank gestellt und wieder und wieder «Schrank» gesagt, immer wieder «Schrank..., Schrank..., Schrank...» bis sich das Wort, der Wortklang, von dem genannten Gegenstand löste, bis also das Wort nur noch Wort war, nur Laut, Geräusch, und der Gegenstand selber wie fremd im Raum hing. Ich atmete seine Fremdheit ein, aber schliesslich wurde mir geradezu schwindelig dabei und ich flüchtete erschrocken in die gedeutete Welt zurück.

Dieses kleine waghalsige Spiel bezeugt, wie sehr die sprachliche Bedeutung der Dinge zur Sicherheit der Wahrnehmung, zur Vertrautheit des Wiedererkennes und insgesamt zur Integration der Dinge in das körperliche und geistige Wahrnehmungsvermögen beiträgt. Kinder, denen diese Integration (des Körpers und seiner Fertigkeiten, des Sprachlichen, des Symbolischen) nicht gelingt, leben mit einem Teil ihres Wesens in seinem ungedeuteten Erfahrungsraum. Meine kleine Kindheitsgeschichte ist ein Beispiel dafür. Die Ängstlichkeit, mit der ich mich in die bedeutungsgesicherte, symbolisch *kenntliche* Welt flüchtete, kommt diesen Kindern nie ganz abhanden. Sie leben gleichsam ohne festen Grund unter den Füssen.

Für die psychologische Betreuung der hyperaktiven, selbstverletzenden, perfek-



tionswütigen Kinder folgt aus solchen Überlegungen zwanglos ein schlichter Regelsatz. Er lautet: *Gute psychologische oder heilpädagogische Betreuung besteht zuerst darin, für diese Kinder einen verlässlichen inneren und äusseren Ort zu rekonstruieren.* In ihm können sie anhand der symbolischen Erfassung der Welt begleitet von schützend autoritativer Lenkung ihre Wahrnehmungsmängel in gewissem Umfang auszugleichen lernen.

3.3 Ich begreife nicht, sondern greife an

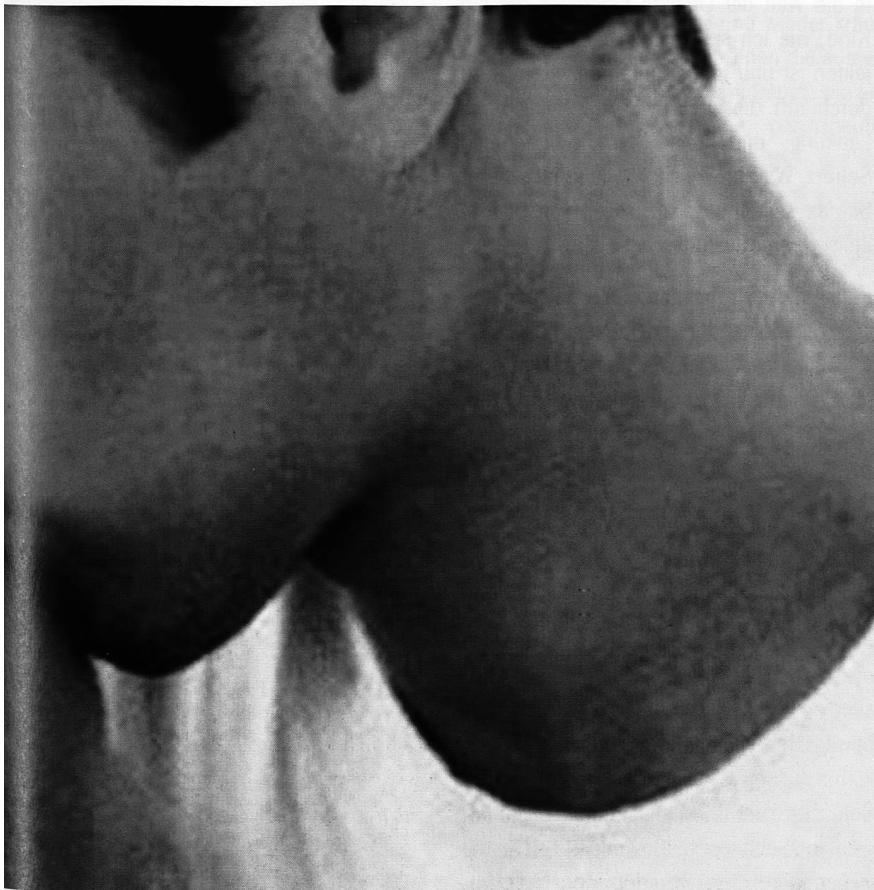
Diese auf so vielfache Weise de-integrierten Kinder, die «Zappelphilipps» mit oder ohne dem ADS-Etikett, die gefallsüchtigen schüchternen Mädchen, die bestätigende Bindungen so sehr benötigen und aus eigener Kraft nicht finden, treffen wir an allen Ecken und Enden an, es werden immer mehr. Natürlich, die überimpulsiven Jungen fallen zuerst auf. In Kindergärten sehen wir sie, wo sie alles und jedes sofort anpatzen und alles sofort beherrschen und können wollen – mit gewaltiger Ungeduld brüllen sie: «Lass mich, ich kann das...» –, aber dann gelingt ihnen rein gar nichts. Ihnen fehlt ja die Geduld des Verstehens, die Dauer der Einsicht, ihnen fehlt auch die motorische Funktionssicherheit (wir sprache

chen von der Einheit von Körperempfinden und Symbolerkennen), um den Umgang mit den Dingen und deren Eigenart sorgfältig nachzuempfinden und sich einzuprägen. Sie glauben, alles zu wissen und zu kennen, weil sie die mühsamen Schritte hin zur Funktionssicherheit nie kennengelernt haben. Ihre Selbstüberschätzung hat noch ganz unmittelbar mit der naiven Verfügungswillkür der frühesten Kindheit zu tun, eben daran scheitern sie nun, immer wieder und immer ohne Einsicht.

So lassen sie ungeduldig und gekränkt von einem Gegenstand ab und wenden sich mit derselben Hast und demselben ungelenteten Eifer dem nächsten zu, um wieder zu scheitern..., und wenn sie schliesslich nicht weiter wissen, werden sie wütend und schlagen auch mal um sich. In ihrer, wie ich vorhin sagte, nicht gedeuteten Welt muss dann schliesslich auch die Stimme der Kindergärtnerin, die mit sanftem moralischem Vorwurf auf solch ein Kind einwirken will, verpuffen. Auf ihr «das darfst du aber nicht» oder «man schlägt nicht, das ist böse», reagiert dieses Kind verständnislos, es weiss buchstäblich nicht, wovon die Rede ist.

Auf einem Spielplatz in Hannover begegnete ich – es ist wenige Tage her – einem etwa 6-jährigen Jungen, er fasst, nein, er «greift» sozusagen jedes Spielgerät «an», mit ungelenker Aggressivität und lässt es sofort wieder los und läuft zu einem anderen. Offenkundig kann er die Funktion des Ganzen nicht erfassen. Das kleine Glücksversprechen, das in jeder Schaufel und jedem Windspiel liegt, kann er nicht realisieren, da ist er schon auf dem Weg zum nächsten. Sein Begreifen dauert zu lange für die unruhigen Antriebe, die in ihm wirksam sind und er rennt immer weiter, er hat keine «Zeit».

Die anderen Kinder wenden sich intuitiv erschrocken ab, sie sichern sich in einem unsichtbaren Schutzbereich gegen ihn und seine Unruhe. Ihr noch unfertiges, normativ gestimmtes Weltbild könnte von ihm in Frage gestellt werden, sie sperren ihn wortlos, aber unübersehbar aus. Sie schauen nur kurz auf ihn, blicken einander wie zur Vergewisserung an und rennen dann zu viert oder fünft zu einer Schaukel hinüber, während der Junge selbstvergessen und zugleich mit einer hoch wachsam, fluktu-



rierenden Aufmerksamkeit alles registriert und nichts versteht. Also rennt er wieder los. Der Kindergemeinschaft nähert er sich jetzt nicht mehr oder nur noch in aggressiver Absicht, einmal wirft er mit Sand nach ihnen und sie brüllen sofort zurück, da läuft er weg, im Rennen ist er geübter und fixer als sie, sein geschicktes Wegrennen und vielleicht auch seine kleine Aggression haben ihn für einen Moment getröstet, er lächelt während er wegläuft, aber er rennt ja nur in ein noch tieferes Alleinsein mit hundert und mehr unbegriffenen Dingen um sich herum und einer unergriffenen Seele in sich.

Ich höre, wie meine kleine Tochter – mit der ich diesen Spielplatz regelmässig mittags aufsuche – auf ihn einschimpft. *Ihretwegen* stehe ich jetzt auf und rede mit ihm. Seine Reaktion ist so, wie ich es oft erlebe. Nach einem raschen prüfenden Blick beruhigt er sich sofort, danach will er gar nicht wieder von mir ablassen. Er läuft hinter mir her, als ich mich zurückziehe und auf einer Bank meine Zeitung weiterlesen will, er plappert auf mich ein, erzählt von seiner Familie, seinem Bruder und anderes, das ich nicht verstehe, er bemerkt es nicht, er will sich ja auch nur an mir festhalten. So beginnt übrigens jede auch gute heilpädagogische oder psychologische Beziehung (als Rekonstruktion eines verlässlichen Ortes, innen und aussen) mit einer Begegnung, einem Blick, mit *unvernünftigem Vertrauen* und einer Hoffnung. Wo sie sich nicht einstellen, sind alle Methoden und Materialien vergebens.

4. Söhne ohne Väter

4.1 Wer sichert die Kinder gegen ihre Phantasien?

Manche Probleme erkennt man schon beim ersten Blick ins Wartezimmer: Mütter, die nicht von ihren Kindern lassen können und die Kinder nicht von ihnen. Zu dritt sitzen sie anschliessend vor mir, Vater, Mutter, Kind, und die Mütter erläutern mit diesen oder ähnlichen Worten: «Also, mein Sohn ist für mich das Wichtigste!» Und fügen oft hinzu: «Wenn mein Mann da nicht mitziehen würde, würde ich ihn sofort verlassen. Mein Sohn steht bei allem an erster Stelle.» Sie suchen mein Einverständnis.

Ich schaue aber nicht auf die Mutter, ich stimme ihr keineswegs zu, sondern verweile für einen Moment bei dem Gesicht des Jun-



gen und denke, sage aber nicht: «Na, Kleiner, du hast es auch nicht leicht, wie!?» Warum? Diesem Jungen wird etwas Entscheidendes vorenthalten, nämlich das «sichernde Dritte», die Hand, die ihn hinausleitet aus der Umhüllung des Mütterlichen, weg von der verschwörerischen Symbiose, in die Welt der Objekte hinein, in der ein Kind, wie ich sagte, nur Objekt unter Objekten ist und immer gefährdet. Kein Kind durchläuft diesen Entwicklungsgang ohne Lenkung und ohne rückversichernden Schutz. Wir ahnen schon, wie kräftig dieser Schutz sein muss, sozusagen von überlebensgrossen Gestalten getragen.

Elementare Strebungen des Kindes richten sich gegeneinander und stürzen die Kinderwelt in einen Wirbel von Träumen und Ängsten, Phantasma und Realitätswille. Um in diesem Tohuwabohu Ordnung zu schaffen, benötigen sie beides, das Väterliche und das Mütterliche. Denn es ist so, dass das Kind sich jetzt, auch zur Absicherung gegen die «Rückkehr zur Mutter», an den Vater hält, zumindest soweit es die realen Dinge des hellichten Tages angeht. Aber sobald die Nacht näher rückt oder ein Gewitter sich ankündigt, kurz, sobald tiefe Ängste bewegt werden, brüllt auch der vaterfixierte kleine Junge (wie die Verwundeten auf den Schlachtfeldern) «Mamas». Mama, die ungelöste Sehnsucht. So erklärt sich die widersprüchliche Struktur der Vaterbin-

Ich lache, die Löcher sind die Hauptsache an einem Sieb. Ich hab dich so lieb.

Ringelnetz



derung. Sie ist Abkehr *und* Hinwendung zum Mütterlichen zugleich. Das Kind benötigt die Lenkung und die Abschirmung durch den Vater, aber es vertraut sich dem Vater letztlich deshalb an, weil er der Mann ist, der von der Mutter geliebt wird.

Sigmund Freud nahm an, der kleine Knabe rivalisiere mit dem Vater um die Liebe der Mutter, ihr und nicht dem Männlichen gelte sein Streben. Da er aber niemals obsiegen kann, nimmt er das Väterliche und Männliche als Teil in sich auf. Er «identifiziert sich» mit der Männlichkeit des Vaters auf eine Weise, in der das weibliche Gegenbild die wesentliche Triebkraft darstellt. Was immer ein Mann für sein Kind bedeuten kann (was er ihm an Deutung an die Hand geben kann), ist gespiegelt in der voraus liegenden früheren Muttererfahrung.

Der kleine Junge in meiner eingangs berichteten Szene muss nicht mit seinem Vater rivalisieren. Er und die vielen anderen haben immer schon gewonnen. Sie nehmen das Väterliche oder, wie Lacan formulierte, den «Namen des Vaters» nicht in ihr Selbst auf – so verharren sie im Rahmen dieses Mütterlichen, der Symbiose, der einigen Welt, während sie zugleich unruhig und anspruchsvoll nach der objekthaftrealen Welt suchen. Ihre Suche, so ins Weibliche verankert, verläuft aber wieder und wieder kränkend. Insgesamt erscheint ihnen die äusserre Realität, wenn sie sich aufdrängt, wie eine Zumutung oder eine permanente Frustration. Der «sichernde Dritte», der ihnen die Objektivität und Eigenart der Dinge hätte vertraut machen können, fehlt ja oder ist schwach.

Die Ordnung der Dinge findet keinen Wiederhall in ihrer seelischen Realität. So suchen sie und finden nicht und greifen schliesslich, schon mit Anklängen von Depressivität, auf ihre Omnipotenz zurück, die in der mütterlichen Symbiose gültig war und es jetzt nicht mehr ist... welch ein wirres Suchen und Verfehlen, Zugreifen und Nicht-Erfassen. Oft ist es – paradoxerweise, und doch konsequent – verwoben mit einer intuitiven Begabung zur Nähe, einer spürbaren Sehnsucht nach Harmonie, die von diesen Kindern ausgeht (sie spiegelt die frühen Bindungen an das Mütterliche und ist von kindlich anmutender Bedürftigkeit; oft geht deshalb von diesen Kindern ein besonderer Charme aus). Aber *gleichzeitig* –

das ist ja ihre Tragik! – stolpern und stürzen sie immer wieder über ihre Unfähigkeit, sich in der Welt verständlich zu bewegen und an ihr «teil zu haben»..., alles, auch ihre besten Antriebe laufen ins Leere.

Dieser Überhang des Mütterlichen wird oft den Vätern vorgehalten, oft wohl zu Recht. Sie ziehen sich aus der Verantwortung, sie räumen das Feld, heisst es. Das entspricht den Tatsachen, es gibt viele Gründe dafür. Mir kommt es aber in diesem Zusammenhang darauf an, die oben skizzierte Abhängigkeit des Väterlichen vom Mütterlichen festzuhalten. *Väter, die von den Müttern ihrer Söhne oder Töchter nicht geliebt, nicht mindestens sehr respektiert werden, haben keine Chance, gute Väter zu werden.*

Sie können nette Kumpel sein, sie können ordentliche Ersatzfreunde sein, sie können in dem einen oder anderen Punkt sogar vorbildlich wirken. Das ist alles möglich. Aber das Wichtigste *kann* ihnen nicht gelingen: dass sie Väter sind, zu denen ein Kind intuitiv flieht, wenn es wieder einmal in eine Sackgasse gerannt ist; dass sie Väter sind, die ihr Kind tröstend und entschlossen an die Hand nehmen, und dabei ein tief gegründetes Vertrauen ihres Kindes erleben dürfen (mit dem kindlichen Vertrauen wächst ihre eigene verlässliche Väterlichkeit). Vor allem aber: dass sie Väter sind, die Alpträume beschwichtigen mit ungeschicklich dahin gebrummelten Trostworten, woraufhin ein Kind beruhigt wieder einschläft und vielleicht (höchstes aller Vatergefühle!) vor dem Einschlafen noch ein versöhntes «Papapapa...» murmelt – nein, solche Väter können sie nicht sein. Es ist tragisch, jedenfalls ist es sehr traurig: Sie sind schlechte Väter, und sie können doch gar nichts dafür.

Die kaum vorhandenen, die flüchtigen Väter, von denen öffentlich so viel die Rede ist und die auch ich täglich erlebe – ihre «Abwesenheit» hat mehr als einen Grund. Für die Kinder ist sie in jedem Fall eine Katastrophe.

5. Und was folgt daraus?

5.1 Was ist vonnöten – Autorität?

Wenn wir dies alles verstanden und verinnerlicht haben, dann – aber erst dann – ist auch der Punkt erreicht, an dem wir davon sprechen dürfen, dass Vater und Mutter

das Recht und die Pflicht haben, mit Autorität und Strenge das Kind zu lenken, zu regulieren, zu begleiten und zu schützen. Viele von Ihnen kennen sicher Talkrunden, in denen Professoren oder Politiker oder andere hoch angesehene Menschen sitzen, sanft in die Runde lächeln und über ihren familiären Alltag folgendes zu Protokoll geben: «Bei uns gab es nie Strafen... Autorität, nein, nicht nötig, ich wüsste nicht, wann... ein Klapps, um Gottes Willen, lehnen wir strikt ab, meine Frau und ich...». Und die Eltern vor den Bildschirmen, die diesen Ausführungen bewundernd zuschauen, fragen sich verstört, warum ihnen solche liberalen Bemühungen immer so gründlich misslungen sind.

Ich will ja nicht sagen, dass diese Talkrunden-Teilnehmer *lügen*, sie waren einfach selten zu Hause. Und darüber hinaus verate ich Ihnen ein Geheimnis, das allerdings offen und erkennbar vor jedermanns Augen liegt: Die gutgemeinten Erziehungs-ideale gelingen deshalb nicht, weil die Kinder sie nicht wollen. Kinder können permanente Nachsicht und Nachgiebigkeit ihrer Eltern nicht ausstehen, sie sind für jedes seelisch gesunde Kind einfach unerträglich langweilig. Noch ein Geheimnis: Kinder wollen ihre Eltern respektieren. Warum? Weil Kinder ihre Eltern lieben, sie haben gar keine Wahl. Nun ist es aber so, dass Respekt und Liebe zwei Seiten derselben Sache sind, die sich ineinander spiegeln. Liebe ohne Respekt gibt es nicht. Geht der Respekt verloren, erleidet auch die Liebe Einbußen. Nein, Kinder wollen das nicht.

Gute Autorität ist deshalb eine liebevolle und die kindliche Liebe bewahrende. Das ist das erste. Das zweite: gute Autorität ist immer eine gelassene, immer eine grosszügige, immer eine *schützende*. Deshalb muss sie manchmal auch streng sein. Damit sind wir bei unserer letzten Wahrheit der Elternliebe. Liebe hat im Verhältnis zu unseren Kindern unmittelbar Strenge zur Folge. Strenge und Gelassenheit, beides gehört eh zusammen. Das will ich abschliessend an einem Beispiel erläutern.

Es ist Samstagabend, Ihr 13- oder 14-jähriger Sohn oder die 14- oder 15-jährige Tochter haben sich eben verabschiedet – «diesmal kommst du aber nicht zu spät – nein, nein!», kurzum, der Abend droht einen gewohnten, nämlich unangenehmen Verlauf

zu nehmen. Nun empfehle ich Ihnen zweierlei: Erstens, sie wiederholen noch einmal die ihrem Kind bekannte Anweisung, und zwar klar und eindeutig, «um 23 Uhr bist du zu Hause!» Zweitens, sie akzeptieren auf gelassene Weise, dass daraus vermutlich nichts wird! Sie werfen noch einmal einen vergnügten liebevollen Blick auf dieses Kind, da sich soeben hastig verabschiedet, und stellen fest, dass es sich um ein besonders geglücktes Exemplar der menschlichen Gattung handelt, wenden sich dann mit derselben Liebe ihrem Mann oder Ihrer Frau zu und sagen: «Nachdem wir dieses Kind nun endlich los sind, was machen wir denn Schönes?»

Sie werden also, bitte, den Abend nicht mit sorgenvollen Zweifeln –, wo treibt unser Kind herum? kommt es pünktlich nach Hause? – verträdeln, sondern in Ruhe gemeinsam ein Glas Rotwein oder was immer Sie mögen bei einem entspannten Abendgespräch geniessen, Sie werden dann wie erwartet gegen 23 Uhr feststellen, dass das Kind nicht zu Hause angekommen ist, haben aber bereits vergnügte und gelassene Stunden Abend hinter sich und können mit eben dieser erworbenen Gelassenheit abwarten, bis der Sohn respektive die Tochter gegen – sagen wir – halb eins heimtritt.

Was dann? Na, davon reden wir doch die ganze Zeit. Dann ist Strenge angesagt. Sie dürfen jetzt alles mögliche, Sie dürfen schimpfen, Hausarrest verhängen (man kann ja am nächsten Morgen noch einmal darüber nachdenken), Sie dürfen Ihren Sohn in sein Zimmer schieben und ungerechterweise hinter ihm herbrüllen «Warum hast du dir die Zähne nicht geputzt!» – alles erlaubt. Warum? Ich habe die Gründe genannt. Sie dürfen eben nur nicht in nörglerische oder sonstwie schwächliche Klagen über ihr Elterndasein, die Unmöglichkeit der Kindererziehung in der modernen Welt oder vergleichbare, leider beliebte Elternjermiaden verfallen. Nein, Sie bleiben, weil sie dieses Kind lieben, gelassen und bestimmt.

Sie werden feststellen, dass Sie am nächsten Morgen am Frühstückstisch – vielleicht ists auch Mittag geworden – bei diesem Jungen oder Mädchen eine merkwürdige maulende Zufriedenheit antreffen. Maulend, weil dieses Kind sich in seinen autonomen Ablösungsbestrebungen behindert

Jetzt ist mir traurig zumut. Am Bahnsteig blüht der Ginster so gut.

Ringelmatz



fühlt und ja auch tatsächlich behindert wird, Zufriedenheit, weil ihm klar geworden beziehungsweise gemacht worden ist, dass es mit der Ablösung in vollständigem Umfang noch reichlich Zeit hat. Das ist ihm insgeheim recht.

Nein, Erziehung und Elternschaft ist nicht idyllisch. Sondern voller Anspannung, Kränkung und Gekränkt-Werden, unfertige und ungerechte Vorwürfe von Eltern gegen Kinder und Kinder gegen Eltern. Und über alle dem, denke ich oft, sollte man einen Satz stellen, der aus einem alten Gospel-Song stammt, er ist in ganz anderen Zusammenhängen geschrieben und gemeint und umschreibt eine weitere Weisheit der Elternliebe, gerade was die hoch wogende Zeit der Pubertät angeht. Dieser Gospel ist ein Gebet, Mahalia Jackson singt es und schliesst mit den Worten: «Forgive my secret sin, I do not see». Frei und auf häus-

lich-familiäre Vorgänge übertragen könnte er zu einem klugen Stosseufzer von Eltern werden: «Vergib mir, lieber Gott, vor allem diejenigen Sünden, von denen ich nicht die geringste Ahnung habe.»

Ständig unterlaufen uns Fehler und Rücksichtslosigkeiten, mangelnde Strenge an der einen und zuviel und übertriebene an der anderen Stelle, Nachgiebigkeit an dem einen und Nachlässigkeit an dem anderen Anlass, beide sind so verteufelt schwer auseinander zu halten – Erziehung wäre ein aussichtsloses Geschäft, wenn es die Grundlagen der Elternliebe nicht gäbe, von denen ich Ihnen einige nahebringen wollte. Sind sie begriffen und – wichtiger – verinnerlicht, braucht man die Fehler nicht gar zu sehr zu fürchten.

Ich sage meinem Sohn, er ist jetzt 15, gelegentlich: «Mütter meckern, dagegen kann man nichts machen, das ist ein Naturgesetz.

Wenn du es hinkriegst, dass deine Mutter weniger meckert, und wenn du irgendwann sagen kannst, sie meckert zwar, aber das ist ganz erträglich, dann hast du eine starke Leistung vollbracht.» Das ist für pubertierende Kinder unmittelbar einsichtig. Denn kein Streit ist so laut und voll nachgetragener Kränkung wie der des pubertierenden Sohnes und seiner Mutter. Natürlich verbirgt dieser Streit nichts anderes als den Schmerz der Auflösung, weg von Mama, endgültig diesmal, das tut Mama und dem Kind weh und sie brüllen sich an und wissen sich manchmal einfach nicht zu helfen. Wieder ist die Aufgabe des Väterlichen dieselbe, wie sie schon einmal, am Beginn der seelischen Entwicklung, gewesen ist: er soll und muss und kann der sichernde Dritte sein. Der hinzutritt und schlichtet. Er hat die Autorität dazu, freilich nur, wenn er von *beiden, Mutter und Sohn*, geliebt wird. Ungeliebte Väter sind hilflos, sie sind schlechte Väter, und sie können doch gar nichts dafür. Es schadet einem Kind – in allen Altersstufen – wenn der Vater ein ungeliebter Mensch ist. Das müssen nicht nur die Väter, sondern auch und vor allem die Mütter begreifen.

5.2 Der Müll ist nur ein Beispiel

Zum Abschluss möchte ich noch zwei Dinge sagen. Erstens, achten Sie darauf, dass die Kinder den Respekt in den Details, den «Falten» des Alltags, wie Foucault sagt, erwerben und aufrecht erhalten. Dazu ein letztes praktisches Beispiel und ein letzter Ratschlag: Wenn man begriffen hat, dass Respekt mit der Liebe beider Seiten zu tun hat, kann und darf man einem 14-jährigen Jungen beispielsweise im Ton einer Anweisung sagen: «Bring mal den Müll runter!» Bestehen Sie darauf, dass es jetzt und sofort geschieht. Sie werden merken, dass das Kind möglicherweise maulend die Treppe runterstolpert, aber schon quietschvergnügt wieder hochkommt. «Jetzt und sofort», das ist wichtig. Fordern Sie die Erledigung solcher und ähnlicher häuslicher Aufgaben mit offener und klarer Autorität. Nicht mit verklemmter. Ich kenne Mütter und Väter, die lieber sagen: «Würdest Du bitte den Müll runterbringen» Die Antwort, wenn die Frage eine ehrliche wäre, hiesse selbstverständlich «Nein. Ich denke gar nicht daran». Das sagt ein 13- oder 14-Jähriger aber nicht. Er sagt vielmehr «Gleich».



Da Sie ihre Bitte schon so auf Zustimmung und Einverständnis des Kindes abgestellt hatten, bleibt Ihnen jetzt konsequenterweise gar nichts anderes übrig, als erst einmal abzuwarten. Der weitere Verlauf ist abzusehen, er endet im Konflikt. Nach ca. fünf weiteren Minuten beharren Sie: «Ich habe Dir gesagt, Du sollst den Müll runterbringen.» (Die schöne formdemokratische Höflichkeit bekommt Risse, aber eigentlich ist eh schon alles zu spät!). Antwort «Jaaa, gleich.» Nach einer weiteren halben Stunde stehen Sie vor der sinnlosen Entscheidung, entweder selber den Mülleimer die Treppen herunterzuschleppen, oder den Streit, den Sie mit Ihrer förmlichen Höflichkeit gerade vermeiden wollten, endlich doch durchzustehen, freilich mit weitaus schlechteren Karten als vorher.

«Jetzt» – das ist zwar keine *Weisheit*, aber trotzdem ein kluges Wort im Umgang mit Kindern. Dieses «Jetzt» ist legitimiert durch all das, was ich über Väterlichkeit und Mütterlichkeit gesagt habe. Noch einmal: Wenn

Sie *das* verstanden haben – den Charakter des Mütterlichen, des Väterlichen und die Gewissheit der kindlichen Liebe – dann, aber nur dann, können Sie dieses «Jetzt» auf eine Art aussprechen, die entschieden wirkt und trotzdem eine kindliche oder pubertäre Seele nicht verletzt. Ganz im Gegenteil. Übrigens kenne ich sogar Mütter, die ihren Sohn allen Ernstes fragen: «*Möchtest* Du den Müll runterbringen?» Aber das kommentiere ich jetzt nicht mehr.

6. Etwas Erziehungsphilosophie zum Abschluss

6.1 Wenn Narziss strenge Eltern gehabt hätte

Ich sprach von der Weisheit der Xhosas: «Ich bin Du und Du bist Ich». Wir führen unsere Kinder in eine Kultur, die dieses Ich und Du zerrissen hat. Wie weitreichend und tragisch das ist, möchte ich Ihnen abschliessend am Mythos des Narziss ablesen.



Narziss, wie wir wissen, erblickte sein Bild im Wasser. Bei Ovid heisst es, dieses Wasser war von keiner Ziege geleckt, von keinem Ast beschmutzt. Das reine, vom Realen nicht getrübte Spiegelbild erzeugt ihm den Anblick des Eigenen als etwas Vollkommenes. Er verliebte sich in dieses Bild. Wir sind nun an eine Interpretation gewöhnt, die besagt: Narziss verliebte sich in sich selber und das war seine Tragik. Bei Ovid liest es sich anders. Bei Ovid heisst es, Narziss glaubte, im Wasser ein Du zu finden, das Andere, das ihn anschaut und in seiner Existenz bestätigt, er greift nach diesem Anderen, Ovid beschreibt eindrucksvoll, wie er in suchender Verzweiflung nach den Konturen der im Wasser zerfliessenden Züge greift, nach dem Anderen, dem Du greift und doch immer nur sich selber findet, immer nur das auf sich selber begrenzte Ich.

Das ist die Tragik des nicht verinnerlichten Realen, des nicht erworbenen Symbolischen, des Verlustes der Sozialität und damit des Selbst. An deren Stelle ist das um

Perfektion bemühte Bild, die Performance, die Erscheinungsweise und öffentliche Spiegelung des Ich getreten. Jedes Super-casting bei RTL oder anderswo macht uns darauf aufmerksam, dass unseren Kindern das seelische Verblühen des Narziss droht, wenn wir sie nicht auf ihrem Weg über sich hinaus in eine gesicherte Wahrnehmung von Wirklichkeit und in eine ungesicherte Zukunft, die nicht mehr die unsere sein wird (Paradox und Grenze jeder Erziehung!), begleiten.

6.2 Nicht der Glaube, nein!

Und meine letzte Anmerkung: Sie wissen, dass Paulus den Korinther schrieb: Glaube, Liebe, Hoffnung, diese drei, an ihnen haltet fest. Und er fügte hinzu: Nicht der Glaube, nein, der Glaube nicht: die Liebe ist die höchste unter ihnen. Wenn Sie über Erziehung, Eltern-Sein und Autorität nachdenken – vergessen Sie vor allem dies bitte nicht.

Der Autor



Wolfgang Bergmann

Wolfgang Bergmann, 55-jährig, verheiratet und Vater von drei Kindern, ist Erziehungswissenschaftler und Kinderpsychologe mit bekannter Praxis in Hannover. Schwerpunkte seiner Forschung sind Leistungsstörungen, LernProbleme, Schulängste und Auswirkungen von neuen elektronischen Medien auf Kinder und Jugendliche. Neben seiner praktischen Tätigkeit als Erziehungsberater und Kindertherapeut hat sich Bergmann in Deutschland und weit darüber hinaus einen bekannten Namen als Autor zahlreicher Werke über Probleme der Erziehung von Kindern und Jugendlichen geschaffen.